

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 89 Bydgoszcz, 19. April Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

5.

Daß die Leute ihn anstarrten, daran hatte er sich bald gewöhnt. Das Merkwürdige war jedoch, daß die einfachen kleinen Leute, die Weiber mit den dürftigen Kopftüchern, die Arbeiter, die aus den Fabriken kamen, die jungen Lehrmädchen, die Soldaten, die Burschen und Studenten überhaupt keine Notiz von ihm nahmen.

Allein, wo er einen Mann oder eine Frau entgegenkommen sah, die nach Kleidung, Aussehen und Gebärden einen Anflug von Eleganz verrieten und offenbar den besseren Gesellschaftsschichten anzugehören schienen, da konnte er mit tödlicher Sicherheit voraussahnen, daß plötzlich eine Erstarrung in die Gesichter kommen würde, ein gewisser schafsmäßiger Ausdruck restloser Verwunderung, der nicht von ihren Zügen wich, auch wenn man schon längst vorbeigeschritten war . . .

Es hatte den Anschein, daß dieser Golowin nur einer bestimmten Gesellschaftsschicht bekannt war und — dies war ebenfalls merkwürdig — trotz aller Popularität schien ihn doch auch wieder niemand genauer zu kennen, denn nicht ein einziges Mal wurde er gegrüßt; man starrte ihn zwar an, man erkannte ihn, aber man grüßte ihn nicht. Hatte Golowin keine Freunde? Keine Bekannte? War er verachtet und verpönt, war er vielleicht sogar aus dieser Stadt geflohen und man bestaunte heute seinen Mut, zurückgekommen zu sein? Ja, es war auffallend, über Golowins Rückkehr schien doch niemand erfreut zu sein. Man war überrascht, verblüfft, erschreckt, verstört — aber Freude las er in keinem Gesicht.

Cannenburgh lächelte ein wenig. Aber sein Lächeln gefror im gleichen Augenblick. Er hatte kein Vergnügen an Verwechslungskomödien. Vielleicht hätte er Vergnügen daran gefunden, wenn er in einer anderen Stimmung gewesen wäre. Aber er war müde und verdrossen und fühlte sich sehr einsam. Er ging mit gesenktem Kopf durch die Straßen, die voller Staub und Lärm waren. Er ging ohne Eile kreuz und quer durch die winkligen Gassen, deren jede ihren eigenen Geruch hatte.

Plötzlich blieb er vor einem Juwelierfenster stehen und horchte atemlos in sich hinein. Mit einer schrecklichen Wucht überfiel ihn der Gedanke, daß Elisabeth jetzt in dieser Sekunde, da er verloren durch eine fremde Stadt irrte, bereits alle Konsequenzen gezogen haben würde.

Im Schaufenster zeigte der Chronometer mit dem Täfelchen „Genaue Zeit“ sieben Uhr.

Jetzt saß sie ohne Zweifel im Bristol, eingehüllt in Licht und Musik und süßes Parfüm, und die Männer verdrehten die Köpfe nach ihr, und sie rauchte aus der langen Spitze und das Licht brach sich in dem Smaragd an ihrem Finger, in dem viereckigen großen Smaragd der im gleichen leuchtenden dunklen Grün erstrahlte, wie ihre schräggestellten schmalen Raubtieraugen. So stark war die Kraft der Vision, daß er erschauerte. Er spürte ganz deutlich ihren Duft, er hörte das Knistern ihres engen Kleides, wenn sie die schmalen Beine übereinanderschlug, er sah jede ihrer Gesten, die ihm so vertraut waren. Wie sie die Zigarette hinlegte und aufstand; wie sie zur Tanzfläche schritt, mit der Hand leicht die Stuhllehnen streifend; wie sie den Arm im Ellenbogengelenk beugte. Und er fühlte ihre dünne, zerbrechliche Taille . . . Himmel nein, es war nicht zu ertragen, es zerriß ihn, sprengte seine Brust, er stöhnte und biß die Zähne aufeinander. Er wußte genau, wer der Mann war mit dem Elisabeth zu dieser Stunde im Bristol in Wien beim Fünfuhrtee saß. Dieser Mann war einmal sein Freund gewesen, allein jetzt in einem Augenblick, wo die grausame Erinnerung wie eine Sturzwelle über ihm zusammenschlug, vermochte er sich dieses Mannes plötzlich nicht mehr zu entsinnen, er sah nur einen bösen, feindlichen Schatten und diesem Schatten gab Elisabeth ihr lockendes, zauberhaftes Lächeln; dieser Schatten atmete den Duft ihres Körpers; dieser Schatten, der ein Gespenst war ohne Gesicht und Gestalt, hatte Besitz von ihr ergriffen mit Haut und Haar.

Mit blicklosen, toten Augen starrte er in das Schaufenster, in dem silberne Armleuchter glitzerten, und jetzt sah er im Spiegel sein eigenes Gesicht.

Er neigte sich ein wenig vor, um sich prüfend zu betrachten, die grauen, tiefliegenden Augen unter den dichten breiten Brauen das schmale Gesicht, ein wenig fahl geworden in den letzten Tagen, über den Backenknochen die straff gespannte Haut, das volle dunkle Haar, leicht angegraut an den Schläfen und die hohe, jetzt ein wenig gebeugte Gestalt.

Golowin fiel ihm ein, ja, so mußte der fremde, ferne Golowin aussehen, der irgendwo in der Welt atmete, umherging und sein eigenes Leben lebte, ein gefährliches Leben vielleicht, vielleicht ein glücklicheres . . .

Es war fast ein Gefühl von Brüderlichkeit, mit dem er an den unbekannten Doppelgänger dachte, es war, als müsse die äußere Gleichheit, an der kaum Zweifel mehr möglich waren, geheimnisvolle Fäden zwischen ihnen gesponnen haben, die sie miteinander verbanden und ihre Schicksale unlöslich eins ins andere verflochten. Denn, so dacht er, während er träumend und entrückt sein eigenes Gesicht anstarrte, trage ich nicht in diesem Augenblick sein Schicksal, sein fremdes, unbekanntes, dunkles Schicksal, bin ich nicht selber Golowin in diesem Augenblick, ob ich mich dagegen auflehne oder nicht? Es schwebt über mir, es geistert durch diese Stadt und niemand fragt nach mir, Friedrich Cannenburgh, ich bin ein Nichts. Aber er, Golowin, der fremde Bruder, er haucht mir Leben ein, er lenkt meine Schritte, er ist mein Ich, in diesem Augenblick, in dieser verfluchten Stadt . . . Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und wandte sich müde ab.

Welch ein Unsinn! Wie im Fieber zerflatterten die Gedanken. Der Himmel wird grau und die ersten Lichter zucken auf. Die Beine sind wie Blei. In der Wunde am linken Oberarm schlägt das Blut. Ja, es ist Fieber. Dieses Flimmern vor den Augen, und alles ist so weit entfernt, wie in Dunst gehüllt. — — —

Und in dem Augenblick, da er sich von dem Schaufenster abwandte, hörte er neben sich eine Stimme.

„Guten Abend, Herr Golowin."

Cannenburgh fuhr herum.

Vor ihm stand ein magerer, blasser Mensch in einem weißen Sommeranzug, mit einem schwarzen, verdrückten Seidenhemd und einer karierten Krawatte. Sein Gesicht war grau und faltig und der Mund, wie ein klaffendes Fischmaul, lachte ein geräuschloses, unangenehmes Lachen.

„Ich bin nicht Golowin", sagte Cannenburgh und wollte den Mann mit einer Handbewegung, so wie man Insekten verscheucht, zur Seite schieben.

Aber der stellte sich ihm in den Weg.

„Moment", sagte er, Sie scheinen mich nicht zu erkennen. Ich bin Duffek."

„Seien Sie, wer Sie wollen", sagte Cannenburgh. „Ich, jedenfalls, bin nicht Golowin. Nehmen Sie das zur Kenntnis und belästigen Sie mich nicht."

„A bah! Belästigen! Wenn Sie nicht Golowin sind, dann bin ich nicht Duffek. So werden Sie mir nicht entwischen. Ich warte seit drei Jahren auf Sie."

„Und Sie wünschen?" Cannenburgh hob die Augenbrauen und sah auf die Füße des Mannes, der sich Duffek nannte.

„Falls Sie es nicht mehr wissen sollten, was ich durchaus begreife, dann will ich es Ihnen gerne noch einmal sagen." Sein Ton war herausfordernd, und Cannenburgh spürte Ströme von Haß, die gegen ihn brandeten, aber es war wie ein verstohlener, schwelender Haß. „Was ich von Ihnen wünsche", sagte der Mensch mit vorgeschobenem Kiefer, „das sind die zehn Mille, mit denen Sie mir durchgebrannt sind. Wissen Sie jetzt Bescheid?"

Dieser Mann hatte das gemeinste Gesicht, das Cannenburgh jemals erblickt hatte. Es war ein Gesicht, auf das man blind einschlagen mochte.

Und in Cannenburgh lehnte sich sofort etwas dagegen auf, einem Manne wie diesem Rechtfertigung zu geben. In einer geheimnisvollen Art fühlte er sich in diesem Augenblick mit Golowin einig und verbunden, denn diesen schmierigen und widerwärtigen Gesellen zum Feinde zu haben schien ehrenvoller, würdiger, männlicher als jede Art der Verständigung.

„Ich weiß Bescheid", sagte Cannenburgh, und gegen seinen Willen krümmten sich seine Mundwinkel zu einem geringschätzigen, verächtlichen, herausfordernden Lächeln. „Ob zehn Mille oder hundert Mille — Sie kriegen jedenfalls keinen roten Heller von mir. Geben Sie sich weiter keine Mühe."

Duffek schnitt eine Grimasse.

„Sie fühlen sich wohl sehr sicher, wie? Thronen auf hohem Roß? Das soll wohl der neue Dreh sein." Er lachte kurz, heiser und böse auf. „Erst einen überreden mit schönen Worten und üppigen Versprechungen, dann einen ausnützen und mißbrauchen und zum Schluß, wenn's ans Zahlen geht, was ja nur recht und billig ist, dann einfach verduften wie ein schlechter Geruch, und wird man erwischt, dann frech behaupten: Ich bin nicht Golowin, geben Sie sich weiter keine Mühe — o nein, Herr! So leicht kommen Sie mir nicht davon."

„Nicht?" sagte Cannenburgh. „Da bin ich aber neugierig. Vielleicht werden Sie mich ermorden."

„A bah!" Er schnippte mit seinen langen Fingern durch die Luft. „Ermorden!" Er funkelte Cannenburgh wild an und rief: „Mein Geld will ich haben! Ob Sie leben oder krepieren, ist mir egal. Ich will mein Geld haben! Ich habe Kopf und Kragen für Sie riskiert!"

„Ihre Sache", Cannenburgh zuckte die Achseln. „Und überhaupt, schreien Sie hier nicht auf der Straße."

Ganz plötzlich wurde dieser Mensch, der sich Duffek nannte, bleich und verstört. Seine Unterlippe zuckte. Angst und Unterwürfigkeit kam in seinen Blick.

„So kommen wir doch nicht weiter, Herr Golowin", sagte er „eine Hand wäscht die andere. Ich bin in einer verzweifelten Lage, ich führe ein Leben, von dem Sie sich keine Vorstellung machen. Ich weiß, Sie sind ein großer Herr. Aber es kann auch einmal anders kommen. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht." Cannenburgh hob ein wenig die Augenbrauen. Merkwürdig, diese Worte hatte er heute schon einmal gehört. Er lächelte.

„Und?" sagte er, während ein heimlicher Triumph in ihm glühte, „soll das ein Appell an mein gutes Herz sein? Ich bin doch kein Wohlfahrtsinstitut?"

„Weiß ich", sagte Duffek schnell, „und ich weiß auch, daß Sie nicht zahlen wollen, weil Sie glauben, man kann Sie nicht zwingen. Aber" — er hob das Gesicht und rief fanatisch: „Ich halte dieses Leben nicht mehr lange aus! Es kommt ein Moment, wo mir alles egal ist! Hüten Sie sich! Verlassen Sie sich nicht zu sehr darauf, daß ich dichthalte!! Eines Tages ist mir alles über — und dann gehe ich ins Zuchthaus, ich weiß. Aber nicht ohne Sie! Nicht ohne Sie, großer Herr Golowin, dann ist es aus mit Ihnen, denken Sie daran!"

„Sie sind ein hysterisches Weib", sagte Cannenburgh, „und ich staune über mich selbst, daß ich mich überhaupt mit Ihnen in Diskussionen einlasse. Gehen Sie doch! Lassen Sie mich in Frieden!" Er schob ihn mit dem Ellenbogen zur Seite und ging an ihm vorbei.

Aber Duffek wich nicht von ihm, er ging neben ihm her und begann plötzlich zu winseln. Je deutlicher es ihm zu Bewußtsein kam, daß Cannenburg wie ein Felsen war, gegen den vergebens er anzurennen versuchte, um so flehender wurde seine Stimme, um so gebeugter und kriechender die Haltung, und seine Angst wuchs ins Schreckliche und Ungemessene, denn dieser war die einzige und letzte Chance, der alleinige Rettungsanker, der ihn vor dem Untergang bewahren konnte. Er überschüttete sich mit Vorwürfen, daß er forsch und brutal, im Erpresserton, begonnen hatte, und darum klammerte er sich jetzt mit der letzten Verzweiflung an die Pose der Unterwürfigkeit. Aber die Demütigung, obwohl er wie ein geprügelter Hund vor ihm kroch, vertiefte seinen Haß gegen den großen Golowin ins Maßlose.

„Fünf Mille, Herr Golowin", flehte er, „lassen Sie mich nicht zugrunde gehen! Denken Sie, was ich für Sie getan habe, es ist mein schwerverdientes Geld, und was sind fünf Mille für Sie! Noch nicht fünf Prozent von dem, was Sie damals eingesteckt haben und was gar nicht möglich gewesen wäre ohne mich! Zehn Prozent haben Sie mir versprochen, und nun wollen Sie mir nicht einmal fünf geben? Herr Golowin!"

Cannenburgh ging schneller. Er dachte flüchtig daran, nur um ihn loszuwerden, diesen schmierigen kleinen Gauner einfach für den nächsten Tag ins Hotel zu bestellen, wenn er selbst diese Stadt bereits längst verlassen haben würde. Aber dann wurde ihm plötzlich alles über.

„Gehn Sie doch zum Teufel!" schrie er ihn an. „Ich habe jetzt genug davon!"

„Drei Mille!"

Cannenburgh biß die Zähne aufeinander und blieb stehen. Er war blaß vor Zorn.

„Hören Sie", sagte er leise und gepreßt, „Sie werden jetzt sofort verschwinden! Sofort, verstanden? Sonst lasse ich Sie vom erstbesten Schutzmann verhaften. Glotzen Sie mich nicht an. Es ist mein Ernst. Ich bin nicht Golowin. Ich habe die Polizei nicht zu scheuen. Scheren Sie sich davon!"

Duffek sah ihn an mit dem Blick eines Tieres, das voller Angst, aber lauernd, aus einer Höhle hervorlugt.

„Gehen Sie nicht zu weit, Herr Golowin", sagte er mit letzter Kraft, „wenn ich zugrunde gehe, dann ist es aus mit Ihnen, aus! Ich habe Beweise! Vergessen Sie das nicht. Wenn Sie mich zur Verzweiflung treiben, dann — ich weiß nicht, was ich dann tue —"

„Meinetwegen hängen Sie sich auf", sagte Cannenburgh und ließ ihn stehen.

Duffek lehnte an der Wand und rang die schweißigen Hände ineinander, bis die Finger krachten. Getreten, gedemütigt und zerschlagen war er, und es fraß in ihm wie ein gieriger Feuerbrand. Er krümmte sich im Gefühl seiner Ohnmacht, seiner Schwäche und seiner Feigheit.

Und dann schlich er hinter Cannenburgh her . . .

(Fortsetzung folgt.)

Wladi findet einen Peso.

Geschichtchen von Jens Jürgensen.

„Hallo, Senor, verloren Sie nicht eben einen Peso?" Der Angeredete dreht sich um. Ein kleiner, schmaler Mensch steht vor ihm, ärmlich gekleidet, mit wildem Bartwuchs und demütigem Gesicht. „Ich einen Peso? Ich glaube kaum. Nein, es ist nicht möglich, ich habe mein Geld in der Tasche."

Der Kleine dreht ein wenig hilflos die Münze in den Händen. „Oh, ich dachte —, sie lag hier am Weg, und da Sie vor mir gingen, glaubte ich . . ."

„Nein, ich verlor bestimmt keinen Peso. Behalten Sie das Geld ruhig!"

„Behalten? Wo denken Sie hin, Senor! Man muß es auf der Polizei abgeben. Irgend jemand kann es verloren haben, dem es noch schlechter geht als mir; ich könnte nicht ruhig schlafen, wenn ich dieses Geld, das mir nicht gehört, an mich genommen hätte."

Der Mann in dem eleganten Maßanzug lächelt gerührt. Lieber Himmel, daß es so etwas noch gibt, so eine ehrliche Haut! „Ihnen geht es wohl nicht besonders," fragt er und mustert den Abgerissenen flüchtig.

„Oh, ich bin gesund. Das ist schon allerlei! Allerdings — Arbeit habe ich zur Zeit nicht. Ich liege an der Beach, wie man so zu sagen pflegt. Vor acht Wochen ging es mir noch gut. Dann hat mich hier in Rio die Malaria umgehauen. Schiff zum Teufel, Geld zum Teufel — nun, ja, es ist nicht so einfach, als Beachcomber zu leben . . ."

Der Mann vergeht fast vor Rührung. Er greift in die Tasche und zieht einen Geldschein hervor. „Nehmen Sie das als Fahrgeld, Mann. Es ist vielleicht noch weit bis zur Polizei."

Der Beachcomber macht große Augen. „Zwanzig Peseten! Aber das ist doch zu viel!" — „Ach was! Sie können es gebrauchen. Hasta la wego!" Und der Mann geht davon. —

Der Kleine verzieht das Gesicht wie jemand, der mühsam ein Lachen unterdrückt. Dann versenkt er das Geld in die Tasche und steuert schnurgerade einer Kneipe zu. Es ist noch früh am Morgen. Der schmierige Wirt steht unter der Tür und reibt sich den Schlaf aus den Augen.

„He, Wladi, schon bei der Arbeit?" gähnt er. „Wie war das Geschäft?" — Der Beachcomber zieht die Zwanzigpesonote aus der Tasche und schwenkt sie in der Luft. „Hier, du alter Gauner, guck dir das an! Ein reicher Caballero fand Gefallen an meiner Ehrlichkeit. Los, du Mehlsack, schenk ein! Ich will auf das Wohl des Spenders und auf mein findiges Köpfchen trinken. Den möcht' ich seh'n, der einen so guten Trick auf die Beine stellt."

Die beiden gehen in die Schankstube. Fernandes, der Wirt, holt zwei Gläser. „Du bist ein Genie, Wladi", sagt er schmeichelnd. „Ich hätte aber eine Idee, wie du noch mehr Geld verdienen könntest mit deinem Trick. Stell dir vor, du vergrößerst den Einsatz!"

„Wieso? Das verstehe ich nicht!"

„Na, stell dir vor, du findest statt eines — zwanzig Peso. Ach, was sage ich: fünfzig! Einen Peso abzuliefern ist keine große Sache, aber fünfzig! Verstehst du, da ist doch die Versuchung größer! So was zieht. Und mit fünfzig kannst du auch an dickere Leute gehen. He, was meinst du? Na, und wenn's mal schief geht . . . man muß eben was riskieren."

Die Gläser sind voll und wieder leer. „Ja, die Idee ist nicht schlecht. Muß mal seh'n, was ich in der Tasche habe... Zweiunddreißig Peseten zusammen. Schade, daß es nicht fünzig sind. Bei dem zum Beispiel, da drüben, dem mit dem großen Wagen, da wäre todsicher was zu holen." Eine Limousine hält eben vor einem Blumenstand, und ein großartiger, schwarzgelockter Caballero steigt aus.

„He, Fernandes, was meinst du?" — „Ich glaube, daß der richtig ist! Los, Wladi, an ihn!" — „Bist du verrückt? Mit lauter Kleingeld? Los, gib fünfzig Peso, und du bist mit fünfzig Prozent am Geschäft beteiligt."

Fernandes, der Schankwirt, überlegt eine Sekunde. „Fünfundsiebzig Prozent, weil ich das größere Risiko habe", sagt er. Der Beachcomber spuckt verächtlich zur Seite. „Bist doch ein Gauner. Aber gib her!"

Mit lautlosen Sprüngen jagt er über die Straße. Eben will der Caballero wieder seinen Wagen besteigen, als ihn der Abgerissene erreicht: „Senor . . ." — „Keine Zeit!" faucht der Mann und setzt sich ans Steuer.

„Senor, ist das etwa Ihr Geld? Es lag dort."

Der Mann hat bereits den Motor angelassen. „Es gibt doch noch ehrliche Leute", sagt er anerkennend und nimmt dem Beachcomber den Schein aus der Hand. „Hier, mein Junge, hast du einen Peso."

Eine Münze gleitet in die Hand des Beachcomber. Der Kompressor heult auf, eine Staubwolke wirbelt hoch, und weg ist der Mann mit den fünfzig Pesos.

Drüben unter der Tür steht Fernandes, der Wirt. „He, Wladi", schreit er, „bist du blödsinnig? Mein Geld! Komm sofort rüber!"

Der Beachcomber verzieht das Gesicht zu einer Grimasse. „Oh, wir haben Pech gehabt, Fernandes. Wir haben eben eine Kleinigkeit zu viel riskiert."

Der Beachomber schlägt einen flinken Haken um Fernandes, den Wirt, und verschwindet um die nächste Straßenecke.

Die Fahne.

Eine Erzählung aus dem heutigen Rußland.

Von Erich Kernmayr.

Gregor Gregorowitsch stand mit offenem Munde neben der Tribüne. Jedes Wort sog er dem Redner von den Lippen.

„Wir teilen das Land auf, Genossen, wir bringen die Freiheit, Genossen, es gibt keine Kulaken mehr und keine Bourschuij. Die Brüder aus den Fabriken reichen euch die Hände! Und sie reicht euch die Hand, die russische Erde!"

Ein Aufatmen ging durch die Versammlung.

„Der Zar und die Popen, die Bourschuij und die Kulaken, sie hassen uns! Denn wir sind die Träger der Freiheit! Sie wollen unseren Sieg mit ihren Kosaken und den tschechischen Legionären erschlagen! Die Fahne steht für euch! Sie steht für die Freiheit und fürs Brot! Und ihr müßt zur Fahne stehen! Wer reitet mit?" Das rote Fahnentuch knitterte im Abendwind. Gregor zuckte zusammen.

„Nicht!" sagte die Mutter leise. „Tu's nicht!"

Aber Gregor riß sich mit einem Ruck los und sprang nach vorne. „Ich!" schrie er überlaut. „Ich, der Vater blieb gegen die Deutschen, die Kulaken haben unseren Hof genommen. Pjotr, Segey, Wladimir! — Wir reiten." Immer mehr der jungen Bauern drängten sich zu dem Tisch.

Die Tage verliefen wie das Wasser der Wolga. —

Der Rotarmist Gregor Gregorowitsch lag in den Schützenlöchern gegen Koltschak, ritt gegen die Kosaken Wrangels und schlug sich mit den mongolischen Hilfsregimentern Denekins.

Die Jahre verliefen, verliefen wie das Wasser der Wolga. —

Die Gesichter der Frauen flogen vorbei, die Städte und Dörfer. Nur der Kampf blieb. Die Maschinengewehre und die Barrikaden.

Der Rotarmist Gregor Gregorowitsch trug die ersten Streifen am Ärmel und führte die Eskadron. Und oben, ganz oben im Norden Sibiriens, im letzten Aufflackern der rebellierenden Tartaren, zerriß ihm eine Kugel die Lunge. Er bekam einen roten Stern und die Marschroute in die Heimat. Und hundertmal im Tag fragte er die Soldaten und die Arbeiter, die mit ihm die Strecke fuhren: „Genossen, wie weit ist noch bis Cherson?"

Von Cherson, da waren es noch drei Stunden.

Endlich hielt der Zug im Heimatdorf. Selig sprang er vom Trittbrett und ging hastig durch die vertrauten Straßen.

„He, Iwan!" schrie er dem Alten zu, der genau so aussah wie vor Jahren. Nur merkwürdig zerrissen und zerlumpt. „Erkennst du mich nicht?"

Der Alte blinzelte ihn scheu von der Seite an. Er sah den roten Stern und duckte sich. „Nein, Genosse, meine Augen sind alt und schwach!"

„Kennst du den Gregor nicht mehr, den Gregor Gregorowitsch?"

„Gregor!" schrie der Alte entsetzt, „Gregor —"

„Wie geht es der Mutter?" er übersah in der Freude das Erschrecken des Alten. „Wie geht es Natascha?"

„Gregor", sagte der Alte leise und tastete mit seiner zitternden Hand an dem Heimkehrer herunter. „Hunger und die Barrikaden haben uns klein gemacht!"

„Was soll das heißen?"

Iwan wich seinem befremdeten Blick aus. „Du wirst ja selber alles sehen, es sind viele verhungert. Auch deine Mutter." Er machte eine Pause. „Viele Frauen haben sich jedem angetragen für eine Schnitte Brot. Und Brot haben nur sie gehabt. Die Kommissare. Wir wissen von Natascha nichts im Dorf."

Gregor wandte sich schweigend um und ging verloren in die Dämmerung. Er sah nicht rechts, er sah nicht links. Dennoch merkten seine Bauernaugen die verfallenen leeren Ställe, die armseligen, vernachlässigten Felder. Beim Dorfausgang drängte sich ein halbwüchsiges Kind an ihn heran. „Genosse, ich möchte mit dir gehen!"

Unter seinen Blicken wurde sie unruhig. Er leerte seine Taschen mit der letzten Soldatenlöhnung und drückte sie ihr in die Hand.

„Kennst du Natascha?" fragte er leise.

„Nein!" antwortete sie ängstlich. „Ich kenne sie nicht!"

„Was liegt daran", sagte er mehr zu sich selbst, „du bist Natascha! Alle sind Natascha!" Verwundert sah ihm das Mädchen nach. Ohne sich umzudrehen ging Gregor zum Sowjet.

Vor dem Hause sangen junge Soldaten ein wehmütiges Lied. Von Rußland. Und von der Fahne.

„Den Kommissar willst du sprechen?" fragte der Tschekist abweisend. „Das wird heute nicht mehr gehen!"

„Ich muß mit ihm reden. Sag' nur, Gregor Gregorowitsch ist zurückgekommen!"

Da stand der Kommissar auch schon in der Türe. „Genosse Gregorowitsch", rief er erfreut, „die Heimat grüßt den Helden des roten Oktobers!"

„Die Heimat?" fragte Gregorowitsch mit eigentümlichem Lächeln, während er die Tür der Kanzlei hinter sich zuzog, „seit wann grüßen Tote und Krüppel, seit wann grüßt der Hunger?"

Der Kommissar rieb sich die Hände. „Es sind viele Opfer gefordert worden, Genosse Gregorowitsch", sagte er gewandt, „aber wir werden dich versorgen!"

„Versorgen? Wer spricht vom Versorgen? Gib mir die Toten zurück, Genosse Kommissar, und gib uns das Land, die Freiheit und das Brot!"

Der Kommissar steckte sich lächelnd eine Zigarette an. „Deine Nerven haben gelitten, Genosse. Tote kann ich beim besten Willen nicht lebend machen. Und das Land? Es geht alles seinen Gang!"

Gregor griff sich nach der zerschossenen Brust. „Alles seinen Gang?" wiederholte er langsam. „Du kannst also nicht helfen?"

Gelangweilt schüttelte der Kommissar den Kopf.

„Dann kann ich dir auch nicht helfen", sagte Gregor Gregorowitsch ruhig und klar. Blitzschnell hob er den schweren Stuhl, der krachend auf den Kommissar niedersauste. Er beugte sich über den Toten. Er stand wieder vor der Tribüne, und es flatterten rote Fahnen. Und der Kommissar sprach vom Land, von Freiheit und vom Brot. Aber keine Mutter sagte mehr: „Tu 's nicht!"

Tausend Stimmen riefen lauter, immer lauter: „Es war recht getan!"

Auf einmal wurde alles weit vor Gregor Gregorowitsch. Ein schweres Dröhnen lag in seinen Ohren. Heiß und salzig stieg es ihm die Kehle herauf. Er versuchte sich auf den Tisch zu stützen, unaufhaltsam quoll das helle Blut über das weiße Tuch. Er stürzte und riß das rote, nasse Tuch herunter, das sich um ihn wickelte wie eine Fahne.

Und mitten durch das dunkle Tor ritt er noch einmal mit seiner Schwadron. Vor Odessa, bein Tomsk und im Ural. Aber die Fahne trug nicht mehr den roten Greifer des Kommissars, sie trug das Blut des russischen Volkes.

Draußen sangen die jungen Soldaten ein schwermütiges Lied. Von Rußland. Und von der Fahne. Über das beschattete Gesicht Gregor Gregorowitschs huschte ein glückliches Lächeln. „Sie werden die Fahne tragen", flüsterte er verlöschend, „für Rußland, und nur für Rußland — gegen die roten Henker und Kommissare!"



Frankreichs Dichter in Nöten.

Die französischen Dichter, die im Jahre 1938 von der Académie française mit Preisen ausgezeichnet wurden, sind in Unruhe: sie genießen zwar den Ruhm preisgekrönter Dichter, warten aber bisher vergeblich auf die klingende Auszahlung der ihnen zugesprochenen Geldpreise. Sie haben bis jetzt weder das Geld erhalten noch erfahren, zu welchem Zeitpunkt die Auszahlung eigentlich erfolgen soll.

Geistig schöpferische Menschen haben in Frankreich heute schwer zu kämpfen. Und die preisgekrönten Dichter haben deshalb mit um so größerer Freude der ihnen zugesagten Geldprämie entgegengesehen. Um so mehr umdüstern sich jetzt ihre Stirnen, da die Akademie keine Anstalten trifft, die Geldpreise auszuzahlen. Die preisgekrönten Dichter Frankreichs erwägen, welche Schritte sie unternehmen könnten, um zu ihrem Geld zu kommen. Vielleicht sollten sie eine Art Schutzverband zur Warnehmung ihrer Interessen gründen? Aber sie werden sich trösten müssen. Drei Monate sind erst vergangen, seit die Preise fällig wurden. Dichter aber schaffen für die Unsterblichkeit, sie müssen deshalb auch mit anderen Zeiträumen rechnen . . .

Obst verwandelt den Charakter.

Obst und Gemüse sind bekanntlich der körperlichen Gesundheit des Menschen sehr dienlich. Daß sie aber auch charakterliche Wirkungen hervorrufen können, war bisher unbekannt. Dennoch hat ein dänischer Gelehrter eine Tafel der Rückwirkungen von Obst- und Gemüsegenuß auf den menschlichen Charakter aufgestellt. Eine Kur mit gewöhnlichen Kartoffeln soll einen nervösen und unentschiedenen Menschen in einen ruhigen und entschlossenen Charakter verwandeln. Der Genuß von Spargel macht gewissenhaft, der von Karotten melancholisch, Birnen stärken die Logik. Die süße Ananas soll gar aus einem zaghaften Menschen einen tapferen Draufgänger machen können.



„Womit vertreibst du die Abendstunden?"
„Mit Laubsägearbeiten, Karl!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.